

HÉLÈNE GRIMAUD
Wolfssonate

Buch

Als rebellische Einzelgängerin bereitet H      Grimaud ihren Eltern viel Kopfzerbrechen. Schon früh sp  r  t sie eine tiefe Liebe zu den wilden Landschaften Korsikas und der Camargue. In der Natur fühlt sie sich frei. Doch als sie selbstzerstörerische Tendenzen entwickelt, suchen ihre Eltern verzweifelt nach einem Ventil für das unbändige Temperament ihrer Tochter. Nach vielen Fehlversuchen meldet H     s Vater die Neunj  hrige an der Musikschule von Aix-en-Provence an. Hier findet sie die Leidenschaft ihres Lebens: das Klavier. Ihre außergewöhnliche Begabung wird rasch erkannt. Und so wird H     , die für eine Pianistin relativ spät mit dem Unterricht begann, mit dreizehn Jahren die jüngste Studentin, die jemals am Pariser Konservatorium aufgenommen wurde. Mit fünfzehn spielt sie ihre erste CD ein, und seither nimmt eine einzigartige Karriere ihren Lauf. Doch H      Grimaud ist nicht nur eine Meisterpianistin, sie hegt noch eine zweite Passion: Seit sie bei einem nächtlichen Spaziergang in den USA der Wölfen Alawa begegnete, ist sie diesen faszinierenden Geschöpfen verfallen. Sie studiert Verhaltensforschung und gründet allen Beh  rdenschikanen zum Trotz 1997 das »Wolf Conservation Center«, ein viel besuchtes Wolfsgehege mit Dokumentationszentrum. Wenn sie nicht auf Konzerttournee ist, verbringt H      jede freie Minute mit ihren Tieren. Ihr Buch ist deshalb nicht nur die Geschichte einer beispiellosen K  nstlerkarriere, sondern auch das Porträt einer außergewöhnlichen Frau, die durch die Beziehung zu Natur und Musik den Schlüssel zum inneren Gleichgewicht gefunden hat.

Autorin

H      Grimaud wurde 1970 in Aix-en-Provence geboren. Sie studierte in ihrer Heimatstadt, in Marseille und am Konservatorium in Paris Klavier. 1987 gelang ihr der Durchbruch beim MIDEM in Cannes und beim La Roque d'Anth  ron Piano Festival. Inzwischen tritt sie mit allen berühmten Orchestern der Welt auf und wurde mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet. 1997 gründete sie das »Wolf Conservation Center« in South Salem/New York, wo sie mit ihrem Lebensgefährten und ihren Wölfen lebt.

Hélène Grimaud

Wolfssonate

Aus dem Französischen von
Michael von Killisch-Horn

blanvalet

Die französische Originalausgabe erschien 2003 unter dem Titel
»Variations sauvages«
bei Editions Robert Laffont, Paris

Umwelthinweis:

Alle bedruckten Materialien dieses Taschenbuches
sind chlorfrei und umweltschonend.

1. Auflage

Deutsche Erstausgabe Mai 2006 bei Blanvalet,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe
Random House GmbH, München
Copyright © der Originalausgabe 2003 by
Editions Robert Laffont, Paris
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2006 by
Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: Design Team München
Umschlagfotos: Henry Fair
LW · Herstellung: Heidrun Nawrot
Satz: Uhl+Massopust, Aalen
Printed in Germany
ISBN 10: 3-442-36460-4
ISBN 13: 978-3-442-36460-2

www.blanvalet-verlag.de

»Und hier nähert sich das Wunder der Befreiung. Das kann am Ufer geschehen, und die gleiche Ewigkeit, die mich vorhin erschreckte, ist jetzt Zeuge meiner Erlangung der Freiheit. Worin besteht nun dieses Wunder? Ganz einfach in der plötzlichen Entdeckung, dass niemand, keine Macht, kein Mensch, das Recht hat, von mir Dinge zu verlangen wie etwa, dass mein Wunsch zu leben immer mehr abnimmt. Denn wenn dieser Wunsch nicht existiert, wer kann dann existieren?«

Stig Dagerman

Für meine Eltern

Für Stéphane

1

Ich denke nicht mit Wehmut an meine Kindheit zurück. In all den Jahren, die vergangen sind, habe ich niemals das Gefühl gehabt, das Paradies verloren zu haben, sondern ein Paradies finden zu müssen, anderswo, das auf mich wartet.

Ein Paradies, begraben in meinem Innern.

»Sie ist niemals zufrieden!«

Tausendmal habe ich als Kind diese Worte aus dem Mund derer gehört, die mich betrachteten, auf mich aufpassten, Bemerkungen über mich machten, und lange bevor ich verstand, was sie bedeuteten, hatte ich mir aus ihnen eine Familie gebildet, wie mit meinen Stofftieren. Mit dem Familiennamen »Un«. Sie waren die Familie der »Un« und verfügten alle über die gleiche Macht: Verwunderung oder Besorgnis auf das Gesicht meiner Mutter zu zaubern. Allein in meinem Zimmer, sagte ich sie mir immer wieder vor, dabei betonte ich deutlich, was ich von ihren Silben behalten hatte. Ich erstellte einen Stammbaum für sie. Der Urgroßvater der Wörter (ich hatte selbst einen Urgroßvater, den ich abgöttisch liebte) war Un-gehorsam. Keine Urgroßmutter, dafür gab es keinen Grund, ich hatte ebenfalls keine. Übrigens hielt ich mich für ziemlich einzigartig: Meine seltenen Umfragen in der Schule hatten mich hinsichtlich dieses Schatzes beruhigt; keine, keiner von denen, die meine Eltern oder die Lehrerin meine »Kameraden« nannten, besaßen einen Urahn in ihrer Familie.

Auf Un-gehorsam folgte sehr häufig Un-zufrieden. Dann

Un-bezähmbar. Oder Un-möglich. Un-diszipliniert. Un-ersättlich. Un-gezogen... Un-erziehbar. Un-berechenbar.

»Lassen Sie sie Sport treiben.«

Irgendjemand musste ein Zuviel an Energie, einen Überschuss an Vitalität diagnostiziert haben, wofür die Kampfsportarten oder Tennis das richtige Ventil sein könnten. Ich machte beides, und außerdem noch Ballett, aber ich wurde für völlig »un-geeignet« für diese Kunst befunden. Meine Aversion ging über die schlichte körperliche Disziplin hinaus: Die ganze Ausstaffierung war mir zutiefst zuwider. Bodysuit oder Ballettröckchen, Ballettschuhe oder rosa Satin, nein, wirklich, nichts von all dem gefiel mir. Ich ähnelte erschreckend den Puppen, die man mir in ein paar unglücklichen Versuchen zu Weihnachten schenkte. Ich habe sie alle wütend an die Wand geknallt. Schon die Vorstellung, dass man darauf kommen konnte, mir so etwas zu schenken, entsetzte mich. Und jetzt sollte ich auch noch aussehen wie sie! Der Kampfsport bereitete mir dagegen ein gewisses Vergnügen, und Tennis spielte ich regelmäßig mit meinem Vater, wunderbare Augenblicke der Komplizenschaft mit ihm, der mit seinem kartesianischen Temperament, seiner Ordnungsliebe und Strenge und seinem Hang, alles durchzuplanen, von meiner hektischen Betriebsamkeit, meiner Sprunghaftigkeit und meinen plötzlichen Leidenschaften ganz schön genervt wurde.

Ich spürte genau, dass er, wenn er mich ertappte, verärgert war. An dieser Überraschung, deren Ausmaß ich in der starken Erweiterung der Pupillen meiner Mutter zu erkennen lernte, wenn sie entdeckte, dass ich es erneut getan hatte. Dann suchten beide, die besten Eltern der Welt, ein Ventil für dieses unvernünftige Verhalten. Aber nichts vermochte diese Vitalität einzudämmen, die ich gegen mich zu richten verstand. Ich hatte keine Spielkameraden. Nicht in der Schule, die für mich eine

Prüfung war, und nicht in den außerschulischen Aktivitäten, die man mir vorschlug.

»Sehen Sie sich diese Zeichnung an.«

Die Lehrerin hatte meiner Mutter ein großes Blatt Papier gezeigt, auf dem sie nur ein Gitter aus Quadraten hatte erkennen können. Obwohl sie von Berufs wegen auf alle verrückten Einfälle vorbereitet war, da sie selbst Lehrerin war, erkannte sie die Falle nicht: »Ich verstehe nicht, was das sein soll.«

»Dabei ist es ganz einfach«, hatte meine Lehrerin geseufzt, »ich habe Hélène wie alle Kinder gebeten, Hühner in einem Hühnerhof zu zeichnen. Ihre Tochter hat ein Drahtgitter gekritzelt. Das ist sehr beunruhigend.«

Anschließend hatten sie miteinander getuschelt; die Familie der »Un« hatte sich auf ihren Lippen versammelt. Ratschläge. Unvermeidliches Stirnrunzeln.

»Stimmt es, dass du dich weigerst, in der Pause mit den anderen zu spielen? Erzähl mir nicht, dass es in der ganzen Schule nicht einen Jungen, nicht ein Mädchen gibt, das Gnade vor deinen Augen findet.«

Sie machte sich ständig Sorgen, meine Mutter. Ich rieb meine Wange an ihrer Hand. Sie hatte einen ganz besonderen Duft, eine Mischung aus Lavendel und Kreide, häufig übertönt von einem Hauch Knoblauch, den die Seife nicht vertreiben konnte. Der Knoblauch der Provence, wo ich geboren wurde, mit dem sie die Gerichte wie mit winzigen Kieselsteinen in einem Wald von Gewürzen bestreute, während sie alte italienische Weisen für mich sumimte. Ich hasste es, wenn sie sich Sorgen machte. Das Stirnrunzeln, das den Ansatz ihrer Nase zerfurchte, gab mir einen Stich ins Herz. Ich hatte schreckliche Schuldgefühle. Ich hielt mich für böse. Dabei war diese Bosheit gar nicht ich. Nicht mein Wesen. Ich schleuderte die Puppen an die Wand, und mit ihnen zerschmetterte ich die liebe-

vollen Gefühle derer, die sie mir schenkten, aber das war nicht ich, das war nur etwas in mir, das herauswollte, das sich ausdrücken, ausbrechen wollte.

»Was ist das, eine Grenze, Mama?«

»Etwas, das ein Ende markiert ...«

»Dann ist mein Körper also meine Grenze?«

Meine verhasste Grenze, die etwas in mir zu überwinden suchte. Böse? Die Kinder waren manchmal böse. Ich konnte die Augen schließen und die Bosheit in ihrem Lachen verkörpern und in den Schlägen, die sie ihrem Sündenbock in der Pause heimlich versetzten. Ihren Fußtritten in die Seite eines kranken Hundes. Und wie sollte ich ihr diese Aversion begreiflich machen, die ich gegen die anderen hatte, gegen ihre Art, sich zusammenzurotten und den Schwächsten zu schlagen oder anzugreifen. Ich fand sie erbärmlich. Ich fühlte mich vollkommen anders als sie. Und ich war es, nicht wahr?

»Nanou, du darfst nicht lauthals fragen, warum der Hausmeister humpelt. Er hinkt, weil er behindert ist, und er hat dich gehört. Das hat ihm wehgetan, und man darf die Leute nicht verletzen. Das ist grausam.«

Ich war drei. Am nächsten Tag sagte ich, als wir an derselben Stelle unserem Hausmeister begegneten, mit lauter Stimme:

»Siehst du, Mama, ich habe nicht gesagt, dass der Monsieur humpelt.«

Ich hatte diese Worte laut und vernehmlich ausgesprochen. Ich erinnere mich nicht an die Reaktion meiner Mutter. Ich erinnere mich nur an das, was ich selbst in diesem Augenblick empfand: Der Schmerz des Hausmeisters traf mich ins Herz, ich spürte ihn physisch, und er war durchdrungen von Traurigkeit, weil dieses kleine Mädchen, das er seit seiner Geburt kannte, der Grausamkeit der Taktlosigkeit, der Macht wehzutun nachgegeben hatte. Ich erinnere mich an das unmittelbare

Entsetzen über meine Worte und meine Gewissensbisse, mein Leid. Es hatte den gleichen metallischen Geschmack, es löste die gleiche Explosion rötlich violetter Farbe aus, wenn ich den Kindern aus meiner Klasse zusah, wie sie einen anderen verspotteten, wenn ich ihre Gewalttätigkeit feststellte, die der Jungen vor allem, die immer in Gruppen waren, sich ständig anrempelten und brutal aufeinander losgingen. Und doch, wenn ich mit jemandem hätte spielen müssen, hätte ich sie gewählt. Besser als jeder andere erkannte ich auf den ersten Blick die besten Äste, um auf die Bäume zu klettern. Ich hätte sie alle im Klettern, im Laufen, im Ausweichen übertrumpft. Vor allem ihre Murmeln gefielen mir: das Spiel der Hände auf den Kugeln, diese Fingerchoreographie – manchmal kraftvoll, manchmal behutsam und zart –, sie führten ein faszinierendes Ballett in der Sonne auf, in der die Farben der Achate, der Wassertropfen, der Erdöltropfen, der Opale aufblitzten. Die Murmeln liebte ich bis in ihre Musik hinein, dieses leise Klirren in den Taschen, das dumpfe Schlagen, das den Sieg verkündete, wenn sie gegeneinander stießen. Aber weiß der Himmel warum, Murmeln und Mädchen passten nicht zusammen. Und es stimmt, das Murnelspiel verlangte ganzen Körpereinsatz, man durfte sich weder scheuen, sich hinzuhocken, noch sich zu verrenken. Und die Mädchen achteten stets auf ihre Bewegungen, verhielten sich unnatürlich, bemühten sich, ihren Rock nicht zu verknittern, ihre Strümpfe keine Falten schlagen zu lassen, während den Jungs ihre Kleidung vollkommen gleichgültig war. Sie beschmutzten oder zerrissen sie, ohne weiter darüber nachzudenken, mit einem Hochmut, der mich entzückte.

Dennoch fühlte ich mich nicht als »Junge«, ich war ein Kind und lehnte mich dagegen auf, dass man wegen meines Geschlechts ein vorherbestimmtes gekünsteltes Verhalten von mir erwartete, das meinem Wesen vollkommen fremd war. Zum

Glück respektierte meine Mutter meinen Charakter und zwang mich niemals, diese verschmockten Röcke, Blusen oder Kleider anzuziehen.

In den Pausen versteckte ich mich, um den anderen aus dem Weg zu gehen, in den Klassenzimmern oder in den Gängen, hinter den Kleidungsstücken, die an den metallenen Kleiderhaken hingen. Es kam vor, dass jemand, der die Aufsicht hatte, mich fand und in den Hof schickte. Ich hatte dort mein Plätzchen, die Ecke einer hohen Mauer, die meinen Rücken beschützte, und reglos wie eine Eidechse beobachtete ich alles, was um mich herum geschah, vor allem bei den höheren Klassen.

Dort ging regelmäßig, stets von zwei oder drei anderen Mädchen begleitet, mit der Lässigkeit einer Königin Sabine unter den Kastanienbäumen spazieren. Ich beneidete diese Großen um ihr Lachen und ihre Vertraulichkeit im Umgang miteinander, um diese merkwürdige Atmosphäre, gewoben aus den Geheimnissen, die sie miteinander teilten und die ihr Gesicht röteten. Sabine war sehr groß, mit runden Wangen, ihr Gang hatte etwas ausnehmend Sanftes, und ihr Lächeln war besonders offen. Für mich hatte sie etwas Madonnenhaftes. Ich liebte den Rhythmus ihres Haars auf ihren Schultern, wenn sie ging, und vor allem diese Begabung, alle Geräusche – die ganze Kakophonie eines Pausenhofs – um sie herum zum Verstummen zu bringen, sobald sie auftauchte. Sie hielt die Klänge an. Ich bewunderte sie. Wenn ich an sie dachte, überfiel mich plötzlich eine heftige, brennende Ungeduld, älter zu werden, erneut dieses Verlangen, aus mir herauszutreten, meine Gliedmaßen in alle Richtungen zu schleudern, dieses Gefühl, das mich mit der Kraft eines fröhlichen Schluchzers aus der Welt hinausschleuderte.

Im Klassenzimmer gelang es mir ebenso wenig, mich mit

meiner Umwelt zu vertragen. Meine Lehrer scheiterten bei dem Versuch, mein Temperament zu zügeln. Nicht dass ich eine schlechte Schülerin gewesen wäre, aber ich redete alle nase-lang dazwischen oder träumte vor mich hin, wenn ich aufpassen sollte; ich stellte unpassende Fragen und sprudelte ständig über vor Energie. Ich störte den Unterricht. Und zugleich war ich unglücklich darüber. Es gelang mir nicht, die Rügen, die auf mich herniederhagelten, als vollkommen ungerechtfertigt abzutun: Schuldgefühle nagten an mir, und lange habe ich nachts in meinen Träumen gespürt, wie das Heulen des Mistrals mich die riesige Schultreppe hinabschleuderte, die mein Albtraum ohne Geländer, ohne Halt errichtete, und ich stürzte in einem Schwindel erregenden Fall hinunter. Ich überstand ihn natürlich unverletzt, in Todesängsten und schweißgebadet, aber stets überrascht, in meinem Bett aufzuwachen, als müsste dieser Traum mich einem anderen Element, einem Anderswo überantworten, wo ich mich endlich zu Hause fühlen würde. Weiter weg. Größer als ich. Ich wusste nicht, wo, aber dieser Wunsch nach einem Anderswo steckte in mir, wenn auch als Hohlform, er war wie ein unabweislicher Mangel, und diese unaussprechliche Präsenz, ihre unsagbare Abwesenheit quälten mich, ließen mir keine Ruhe.

1532 veröffentlichte der Parlamentspräsident Barthélemy de Chasseneuz in Aix-en-Provence, der Stadt, in der ich geboren wurde, eine Sammlung seiner Gutachten, von denen die meisten die »gängigen Verfahren gegen schädliche Tiere« betrafen. Er hatte selbst, wie erzählt wurde, in einem glänzenden Plädoyer die Ratten verteidigt, die in die Stadt Autun eingefallen waren. In dieser Sammlung rekapituliert Chasseneuz alias Chassené die alltäglichen Fragen, die die verheerenden Taten

der schädlichen Tiere aufwerfen, die er übrigens alle aufzählt: Ratten, Feldmäuse und Wühlmäuse, Rüsselkäfer, Nacktschnecken, Maikäfer, Raupen und anderes Ungeziefer, lauter Schädlinge, die die Ernten vernichten.

Muss man sie daher vor Gericht stellen?, fragt Chassené, der eine Bestandsaufnahme der damals gängigen Rechtsprechung unternimmt. Diese ist eindeutig: Die Tiere müssen vor einem Gericht erscheinen, und sie werden namentlich zu der Verhandlung vorgeladen. Und wenn sie nicht persönlich erscheinen können, wird von Amts wegen ein Anwalt bestellt, der sie vertritt. Diese Prozesse werden ausschließlich vor dem Gericht des Bischofs geführt; die gefällten Urteile verbannen die Schädlinge und das Ungeziefer von den bestellten Feldern, die sie ruinieren, da sie jedoch ihr natürliches und legitimes Bedürfnis, sich zu ernähren, anerkennen, gestatten sie ihnen, sich auf dem Brachland niederzulassen. Und wenn die angeklagten Tierchen den Anordnungen nicht Folge leisten, also praktisch immer, belegt der Richter sie mit dem Kirchenbann oder spricht die Exkommunikation aus. Auf diese Weise werden die Fliegen von Laon exkommuniziert, ebenso wie die Heuschrecken von Troyes und zahlreiche andere Raupen und Wildkaninchen.

Aber nicht alle Straftäter der Tierwelt werden exkommuniziert. Die Haustiere bekommen einen ordnungsgemäßen Prozess, allerdings vor einem weltlichen Gericht. Schweine, Rinder, Esel, Hunde oder Pferde, die sich schuldig gemacht haben, indem sie Läden oder Gärten verwüstet, Nahrung gestohlen, die Arbeit verweigert oder, weitaus schlimmer, einen Menschen ermordet haben, werden verhaftet und ins Gefängnis gebracht, wo sie auf ihr Urteil warten.

Wie bei jedem anderen Verbrecher nimmt die Polizei ein Protokoll auf, führt ihre Ermittlungen durch, lädt die Zeu-

gen vor und hört sie an. Und dann der Urteilsspruch. Das Urteil wird gefällt und schließlich dem schuldigen Tier in seiner Zelle verkündet. Und so wurde 1386 in der Normandie eine zum Tode verurteilte Sau, von den Ohren bis zu den Füßen wie ein Mensch gekleidet, von einer Stute (eine absolut entwürdigende Behandlung!) zum Festplatz gezogen, wo sie hingerichtet wurde. Vor dem Vicomte de Falaise und seinen Bauern, die mit all ihren Schweinen zu ihrer größten Erbauung herbeigeeilt waren, und vor dem Besitzer der Sau, der in die erste Reihe gesetzt worden war, »um ihn zu beschämen«, schnitt der Henker der Sau die Schnauze ab und schlitzte einen Schenkel auf. Dann setzte er eine Menschenmaske auf die verstümmelte Schnauze und hängte das Tier an seinen Hinterbeinen auf, bis der Tod eintrat, wonach die Sau schließlich noch auf einem Scheiterhaufen verbrannt wurde.

Was hatte diese Sau verbochen, um einen solchen Tod zu verdienen und ihre Artgenossen aus der Umgebung in dieses Schauspiel ihrer Hinrichtung hineinzuziehen? Nachdem sie ins Haus eingedrungen war, hatte sie das halbe Gesicht und den Arm eines drei Monate alten Säuglings gefressen, Jean le Maux, der in seiner Wiege lag und an seinen Verletzungen starb.

Ebenso wird in Gisors ein Ochse wegen schuldhafter Verfehlungen gehenkt; in Clermont-en-Beauvaisis wird eine Eselin mit der Arkebuse erschossen, weil sie ihre neue Herrin getreten hat; in Baugé henkt und verbrennt man ein Schaf in einem Sack zusammen mit seinem Besitzer wegen bestialischen Verhaltens. Tierprozesse sind an der Tagesordnung. Die Starrolle spielen in den Chroniken über Strafprozesse gegen kriminelle Tiere, die bis ins 17. Jahrhundert üblich waren, die Schweine, denn sie streifen damals nach Lust und Laune frei durch die Städte und auf dem Land herum, wo sie als Straßenarbeiter und Müll-

männer fungieren und die Friedhöfe verwüsten, um die Leichen in Stücke zu reißen. Unter der Folter gesteht (sic!) eine andere Sau 1457 in Savigny-sur-Etang in der Bourgogne, dass sie den fünfjährigen Jehan Martin getötet und mit ihren sechs Ferkeln zur Hälfte aufgeessen habe...

Warum diese Prozesse? Schlicht und ergreifend, damit die Tiere, deren Wesen zu bestimmen man immer noch zögert – haben sie eine Seele oder nicht und wenn, was für eine? –, unparteiisch und gerecht behandelt wurden. Wie jeder x-beliebige Mensch.

Manchmal war ich vollkommen glücklich. Immer dann, wenn meine Eltern plötzlich beschlossen, aus Aix-en-Provence zu fliehen, das kam einfach so über sie.

»Fahren wir?«

»Wir fahren.«

Keine Schule mehr, keine Nachbarn, keine Blicke mehr auf mich. Die Zwänge blieben an der Wohnungstür zurück. Jeder machte es sich in seinem Eckchen bequem, entspannt und unbewacht. Auf diesen kleinen Reisen – in der Regel fanden sie am Wochenende oder in den kleinen Schulferien statt – durchlebte ich Phasen vollkommener Glückseligkeit. Ich war endlich ganz bei mir, ganz ich, unteilbar, Gestalterin des Augenblicks und nicht mehr im Abseits, an den Rand gedrängt, während ich mit äußerster Aufmerksamkeit beobachtete, was um mich herum geschah, ohne dass es mir jemals gelang, daran teilzunehmen. Dieses Warten erschöpfte mich und lud mich zugleich mit einer gewittrigen Elektrizität auf, als würden die Elektronen des Kosmos miteinander streiten und mein Blut in Wallung bringen, schlechtes Blut, Blut einer Rebellin, aber woher hatte ich dieses Blut?

Hier, im Auto, legten die Annehmlichkeit und der unendliche Rhythmus der Reise wie Balsam den Flügel eines Vogels auf mich, eine unsichtbare Decke, von Engelshand gewebt aus Wind. Ich war in jeder Hinsicht außer mir. Die Stille bildete ein Kreuz: drinnen das horizontale Surren des Motors; draußen das vertikale Zirpen der Zikaden... Ich richtete meinen Blick auf die Berge, auf den Pass des nächsten Hügels, wo der Horizont die Straße versperrte, und wartete voller Vertrauen, mit einer ruhigen, friedlichen Ungeduld, fest überzeugt, dass mir an genau dieser Stelle Gott erscheinen würde.

Entzog er sich? Ich wartete auf die nächsten Hänge, die letzte Serpentine der Straße, und weiter, weiter, ohne dass mein Optimismus und die Gewissheit dieses Rendezvous jemals erschüttert wurden. Ich spielte endlos Verstecken mit Gott.

Lange glaubte ich, ihn hinter dem Sainte-Victoire-Gebirge zu entdecken, in dem meine Eltern gern unterwegs waren. Deswegen hatte es aus der Ferne stets etwas Magisches für mich, sobald wir es aber erreicht hatten, verhüllte seine Nähe die Möglichkeit dieser vorausgeplanten Begegnung mit dem Herrn, ich mochte es überhaupt nicht mehr. Ich fand, dass es ein schlechtes Klima hatte, so wie man findet, dass jemand schlecht aussieht.

Ich fand es voller Falten, von zu vielen Parzellen zerfurcht, von zu vielen Straßen, elektrischen Leitungen, Leitungsmasten durchzogen, von zu vielen Dörfern verbaut. Ich fand es eng und erdrückend. Das »Scarface« der Gebirge.

»Schau nur, das Sainte-Victoire-Gebirge, Nanou...«, begann meine Mutter, die mir ihrerseits all seine Schönheiten schildern wollte. Paul Cézanne hat diesen Ort in zahllosen Varianten dargestellt. Bis zu seinem Tod hat er in Aix gelebt, und gegen Ende seines Lebens hat er unaufhörlich wiederholt: »Sie werden mich nicht kriegen.«

Meine Mutter versäumte keine Gelegenheit, mich zu bilden, ihre Saat des Wissens zu säen. In ihrer Börse voller Goldkörner hatte die Malerei von Paul Cézanne einen wichtigen Platz, aber ihre Vorliebe galt Italien, wo ihre Familie durch Korsika, von wo sie herstammte, Wurzeln hatte. Mein Vater und sie unterrichteten beide diese musikalische Sprache, die in meinen Ohren voller Geheimnisse war: Wenn sie vor mir ihre Geheimnisse austauschten, wenn sie über die Sorgen sprachen, die sie sich meinetwegen machten, sprachen meine Eltern Italienisch. Ich hatte dann eine wüste Fuge von Worten im Ohr, deren Verwandtschaft mit dem Französischen mir manchmal enge Ausblicke auf die Bedeutung ihres Dialogs eröffnete, ähnlich einem Schauspiel, das man undeutlich durch ein Schlüsselloch wahrnimmt, stückweise, verboten. Dank des Italienischen habe ich zum ersten Mal begriffen, dass man ein Rätsel für seine eigenen Eltern sein kann. Und, trotz all der Liebe, die sie für einen empfinden, für all die Menschen, die einem am nächsten stehen. Daher wird das Italienische für mich immer die Sprache der Maskeraden und des Karnevals bleiben und zugleich die der von ferne erahnten Wahrheiten. Vielleicht habe ich aus diesem Grund sehr früh schon die Leidenschaft meiner Mutter für Pirandello geteilt. In seinem Theater fand ich diese Art von Persönlichkeitsspaltung, unter der ich ständig litt, nicht eine Distanzierung von mir selbst, sondern von der Welt. Die Kunst des Auf-Abstand-Gehens und des Zurücktretens.

Dennoch gab es einen Ort, an dem ich dieses Gefühl der Fremdheit nicht hatte. Das war die Camargue, und sie hatte etwas Magisches. Ein Traum, gekommen aus dem Meer... Nur ein paar Autostunden entfernt tauchte man in eine andere Welt ein, etwas Wildes, Ungezügelmtes feierte dort heftige Triumphe. Wenn wir Arles hinter uns gelassen hatten und auf der Straße nach Salins oder Saintes-Maries unterwegs waren, war ich ge-

spannt wie ein Flitzebogen. Ich spürte, wie mein Herz schneller schlug. Mit aller Kraft suchte ich die Landschaft ab, in Erwartung des Feldwegs, der uns in die geheimsten Winkel des Deltas führen würde.

Ja, ich hatte überall das Gefühl, ein Missklang zu sein, hier war ich dagegen Teil einer großen Harmonie. In den Weihern und Wasserspiegeln, die sich dehnten, so weit das Auge reichte, spürte man die Kraft der Rhone, man ahnte, dass sie ihrerseits zum Stier werden, ihre Fluten wie dieser seine Hörner einsetzen konnte. Die Sonne war nicht mehr die der Bienen und der Mimose des Gartens, sondern das gnadenlos blendende Licht eines Südens in allen vier Himmelsrichtungen. Die rosa Flamingos, die wilden Pferde wirbelten den starken Geruch von Salz und Humus auf. Die Freiheit, mit der die einen plötzlich aufflogen und die anderen, ihre Mähnen schüttelnd, losgaloppierten, war Vitamin für meine Seele. Die Camargue war mehr als eine Landschaft: die flüchtige Vermutung, die blitzartige Ahnung einer Harmonie zwischen meiner Seele und einer Zukunft. Dort habe ich zum ersten Mal die Vorahnung großer Dinge, einer Bestimmung gehabt.

Ich wusste mich auf einem Territorium anderer Art, einem dieser Räume, von wo aus man sich aufschwingt, und nichts machte mir mehr Vergnügen, als dorthin zu kommen. Ich rannte voller Freude, übermütig über dieses Land voller Horizonte, wo alles zu viel ist: die Sonne zu grell, der Wind zu heftig, die Wasser zu unberechenbar. Ich wiederholte mir die Worte Paul Cézannes: »Sie werden mich nicht kriegen.« Ganz sicher sagte die Camargue mir dasselbe, und von Zeit zu Zeit hörte ich auf zu springen, zu rennen, im hohen Gras Purzelbäume zu schlagen, und zwang mich, auf Zehenspitzen zu gehen, um nicht zu stören. Ich war eingeladen, lediglich geduldet, wie mir das Brennen der Sonne auf meinen Schultern und die Stiche der

Mücken in Erinnerung riefen; und zugleich fühlte ich mich als Pferd, Wind, wütende Flut, sanfte Hyazinthe. Ich wälzte mich in den Wellen. Endlich im Einklang mit meinem Körper, war ich weder Mädchen noch Junge. Ich war einfach nur, ganz und gar und auf wunderbare Weise lebendig.

Auch wenn im 13. Jahrhundert Philippe de Beaumanoir behauptet, die Tiere würden Gut und Böse nicht kennen, gibt es zahlreiche Juristen wie Jean Duret oder Pierre Ayrault, die noch im 16. Jahrhundert die Meinung vertreten, man müsse Tiere, die sich des Mordes oder des Kindsmordes schuldig gemacht haben, mit Tod durch Hängen oder die Garrote, die Würgeschraube, bestrafen. Denn empfiehlt die Bibel nicht, die Tiere, die Menschen ermorden, zu töten, weil sie schuldig und unrein seien? »Wenn ein Rind einen Mann oder eine Frau stößt, dass sie sterben, so soll man das Rind steinigen und sein Fleisch nicht essen; aber der Besitzer des Rindes soll nicht bestraft werden.« (2. Mose, 21, 28).

Im Mittelalter glaubt man, dass das Tier teilweise für seine Handlungen verantwortlich sei, weil es wie alle Lebewesen eine Seele besitze, die vegetativ wie bei allen Pflanzen und sensitiv wie bei den einfachsten Tieren, aber auch intellektual wie die der Menschen sei. Besitzt es darüber hinaus auch einen denkenden und einen spirituellen Grundbestandteil? Und die Scholastiker fragen auch, ob die Tiere nach dem Tod auferstehen, ob sie ein eigens ihnen vorbehaltenes Paradies haben und ob man sie hinieden als moralisch verantwortliche Lebewesen behandeln muss. Lächeln wir nicht. Die Frage ist ernst gemeint, und die Zeit ist zu rühmen, in der das Schicksal der Tiere und der Respekt, der ihnen gebührt, auch in der Gefahr, die sie bisweilen darstellen, ernsthaft abgewogen und studiert werden.

Denn schließlich sind alle Geschöpfe, wie Paulus sagt, »Kinder Gottes« (*Römer* 8, 21). Mit Ausnahme der Schlange, die der Herr wegen ihrer kriminellen Komplizenschaft mit Satan im Garten Eden verflucht hat.

Mit Ausnahme der Schlange für Gott... und des Wolfs für den Menschen.

Als Plage betrachtet, sobald man ihn in ländlichen Gebieten antrifft, wird der Wolf unermüdlich verfolgt. Treibjagden werden organisiert, um ihn zu fangen. Alles Unheil wird ihm aufgebürdet, alle Verbrechen – wie viele Kindsmorde sind ihm zugeschrieben worden! –, alle Todesfälle – wie viele Vergewaltigungen und Morde sind ihm untergeschoben worden! – und das schlimmste Verbrechen von allen, reine Hexerei: die Lykanthropie.

Die dieses Verbrechens überführten Wölfe wurden gevierteilt und lebend auf den Hexenscheiterhaufen verbrannt. Lykanthropie? Dieser Zauber, durch den ein Mann oder eine Frau sich in einen Wolf verwandelte, wenn nicht Satan selbst seine Gestalt, sein Fell, sein rotes Gesicht mit den gelben Augen annahm, das das Höllentor im Frieden der ländlichen Gebiete öffnete.

Leider stammen diese unglaubliche Wahnvorstellung und das Martyrium, das sich daraus für die Wölfe ergab, nicht aus dem Mittelalter. Es gibt sie seit Urzeiten.

Seit Jupiter in der Antike, wie Pausanias erzählt, den König Lykaon von Arkadien verflucht hat, weil er ein Neugeborenes auf seinem Altar geopfert hatte. Für zehn Jahre verwandelt der Gott der Götter den König in einen Wolf, als Zeichen der höchsten Bestrafung.

Man hasst sie, seit die Ärzte im Mittelalter eine sehr eigenartige physiologische Krankheit diagnostiziert haben: eben die Lykanthropie. Dieser »Wolfswahnsinn« treibt die Frauen in die

Wollust und die sexuelle Raserei, die schönsten und jüngsten heulen nachts den Mond an, mit entblößten Brüsten und dargebotenem Geschlecht, einem seelenverschlingenden Geschlecht.

Ich hatte keine echten Freunde, weder Bruder noch Schwester. Ich beklagte mich deswegen nicht. Meine Eltern gaben meinem Leben die Nahrung, die meine Phantasie brauchte. Zualererst Bücher, vor allem Bücher.

Ich stürzte mich auf sie, sobald ich von der Schule heimgekommen war; die Schultasche lag vergessen unter meinem Schreibtisch, die Schultern lehnten bequem am Kopfkissen. Ich hatte meine Lieblingsbücher, meine Wartelisten. Ich rief sie ins Sprechzimmer. Ich konnte zwei gleichzeitig beginnen, eines wie eine Margerite Seite um Seite durchblättern oder in kleinen Häppchen genießen, das andere verschlingen, ohne Zeit zu verlieren, gierig, ohne in meiner Liebe zu ihm nachzulassen. Meine Leidenschaft für sie trug mich wie auf einer Wolke, von der am Abend mit einem Eselsohr markierten Seite bis zu meiner Rückkehr aus der Schule am nächsten Tag. Die Freundschaft ihrer Personen schützte mich gegen die Leere der Pausenhöfe und die Langeweile der Klassenzimmer. So wachte beispielsweise Alexandre Dumas über diese Kindheitsjahre mit einer Großzügigkeit, einer Aufmerksamkeit, einer Fürsorglichkeit, mir Vergnügen zu bereiten, die unübertroffen waren. Was für eine Eleganz! Was für eine Fülle von Beschreibungen, damit ich mich auch ja nicht in einer ungewissen Umgebung verirrt! Was für ein Einfallsreichtum in den unerwarteten Wendungen! Jedes Mal war ich auf die Fortsetzung gespannt, ungeduldig, fiebrig. Während ich las, streichelte ich mit dem Daumen den Schnitt des Buches, dessen Dicke mir Dutzende